

# die Seima

Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark

## In Busch und Bruch

Aus der Geschichte eines Erbholzes und seiner Besitzer im Morishebrug

Um 1750 wohnte Ernst Fürstenberg mit seiner Gattin Christiane geb. Blob in Neu-Böhmen im Oberdorf und besaß hier eine Wirtschaft mit 10 Morgen Land. Seiner Zeit waren die Fürstenbergs eines der Fürstentüme eingemeindet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1774) verkaufte Fürstenberg sein Eigentum und erwarb eine Jagdgärtnergleiswohnsitz in Bartholomäbrücke in dem er sich bis 1778 aufhielt.

fleiß. Wie es in einem alten Schrift-  
fild, das noch heute in Wöhrsdorf vorhanden  
ist, heißt, war das Besitztum „Johann rein“.  
d. h. er war frei von Gebühren. Nach der  
Ortsgeschichte von Breitenfelßschiff mit D.  
heute hatte er Los Nr. 1 (Kolonien-  
tafel 1724) inne, das mit 2 Hektar (100 Ar)  
Größe angegeben ist. Schön 1757 wird er  
jedoch als 2. Besitzer vom dem 5 Hektar  
7 Ar großen Los Nr. 7 genannt. Über  
auch hier stellt es ihn nicht lange. In der  
Folgezeit übernahm ein aus der benachbar-  
ten neunzehn Kilometer entfernt liegenden  
15 Minuten entfernten Ortsteil von Los ein  
nennen. Nachdem den Gleitwegen bis am 29.  
September 1782 ihr Sohn Heinrich geboren  
war, nehmen sie 1784 in Neustadt einen  
eine Kolonistenstelle mit 40 Morgen an.  
Die dazu erforderlichen 600 Taler botte  
ihnen ein Freund gelehen; denn sie selbst  
besaßen kein Vermögen.

Es ist doch auffallend, daß die Familie so oft Ost und Westfalen wechselt. Wenn wir in Betracht ziehen, daß das Oberbruch schon eine Zeit vor dem Barthelsbruch angelegt war, wir also annehmen dürfen, daß ihr dortiges Grundstück schon vollkommen urbar war, dann erscheint es recht verblüffend, daß die Familie in der damaligen Wildnis des Barthelsbruches ein Kolonisten-los erwacht. Es muß doch etwas für Fürstenberg gegeben haben, das entzugsge- wolle, arbeitsreiche Lebewohl hier im Barthelsbruch das geruhsame Dasein im Oberbruch gewünscht hat. Ich weiß, wie groß die Größe der westfälischen Besitzungen war, und hätte zu finden, wie der Rätsel-Lösung, wenn ich wüßt, mit größter Sicherheit vermuten dürfen, daß Fürstenbergs ganzes Streben dahin ging, einmal eine so große Landwirtschaft sein eigen zu nennen, wie es ihm nur irgend möglich war, und sie zu erwerben.

Wir finden dann schon bald, daß wir es

haben die Fürstlichernberg'sche Wirtschaft in fast der ursprünglichen Größe befehlet. In Neu-Dresden ist nämlich ein hübsches Betspiel für die Beschilderung des Erbbüros; denn eine ganze Anzahl der dortigen Bewohner stellt im Laufe der Zeit das Grundstück, auf dem sie wohnen, nach der Wirtschaftsweise zurück, eines der Kinder vor den anderen zu verstecken. So wird es uns nicht verwunderlich erscheinen, wenn heute rund 500 Besitzer in Neu-Dresden sind, während nach der Beschreibung nur 18 Kolonisten angefiebert wurden. Natürlich heute nimmt noch ein Teil der Wirtschaften die ursprünglich übernommenen 40 Morgen.

Kürtenbergs Los Nr. 17 war anfangs 46 Morgen groß, wahrscheinlich Tümpel und Sumpfstellen, die später trocken gelegt wurden, nicht mitgerechnet wurden. Beimal sind von dem Grundstück einigen Morgen abgenommen worden, als die Birkenberggemeinde ein Predigtzehrhaus bauen wollte. Das erste Mal handelt es sich nur um 1 Morgen. Am heutige Oststelle (17b), zu dem heute noch stehenden und seinen dienenden Betshaus (Los 17c) wurden seiner Zeit 3 Morgen abgegeben.

Im Jahre 1892 kaufte Wilhelm Eggl die Stammwirtschaft. Das alte Kolonienhaus stand bis 1905. Bei einem heftigen Gewitter hatte ein Blitz das Haus angezündet, daß es herabbrannte. Das daraufhin neuerbaute massive Wohnhaus wurde näher der Straße zu errichtet. —

Freud und Leid, Sorgen, Dästen und Mühe haben die Besitzer des Erbhofes im Wandel der Zeiten erfahren und ertragen müssen. Einen Erfolg der oft sehr schweren Arbeit haben sie aber erkennen können. Möge auch bei allen kommenden Eigentümern des Erbhofes Segen auf ihrer Hände Arbeit ruhen! Pa.

# Kleiner Seitenprung der Natur

#### Seltsame Vorzüglichkeit bei der Fortpflanzung der Pilze

Bonn Hermann Soller

Sobald im Hoch- oder Spätsommer warme Regenfälle dem häufig ausgedriessenen Boden die nötige Feuchtigkeit gebracht haben, wird die Pflanzenwelt in Wald und Feld um eine Art bereit, die man bislang nicht oder doch nur in Ausnahmefällen hat beobachten können. Es sind die Schwämme oder Pilze, die aufs Augenblitc in ausgeblühten Masse auftreten, eben wie „Pilze aus der Erde schieten“. Sowas eine flüchtige Betrachtung zeigt, als die Angehörigen des Pilzanzeigers in wesentlichen Punkten von allen anderen Pilzen abweichen, und mehr noch nur ein wenig für die Beobachtung der freien Natur interessant, wird es die Freunde vorlegen, wosher diese geheimnisvollen Weien kommen und wie sie leben.

bei den Schwämmen mit schimmeligem, im Erdoden lebenden Gewächse zu tun haben, deren Organismus das im Pflanzenreich sonst so verbreitete Blattgrün oder Chlorophyl fehlt. Indes gelieferten vermögen Pilze und Schwämme keine organischen Nährstoffe zu Bilden, müssen diese vielmehr anderen Organismen entziehen. Nun leben daher alle Pilze entweder als Parasiten, die sich von den Säften lebender Tiere oder Pflanzen nähren, oder als sogenannte Saprotrophe, die aus Mutterzellen bestehen und meist pflanzlichen Verhältnissen hinzugehörigen. Am einfachsten wird dies in Form eines Rüssels, wenn schon Rüssel und durch Aufsaugen aufgeweicht ist. Dann schießen viele Pilze aus dem Boden auswärts, um der Erde, um sie öffentlich an den Nährstoffen der Luft, des Wassers, des Bodens und der Pflanzen zu teilhaben.

sehen den Überschuss in buntschwarze Hüte und Kappe um.

Die Pilze vermehren sich, wie als bekannt gelten darf, mittels Sporen, die in den sogenannten Fruchtkörpern entstehen und die in Millionenäckern, klein und fast schwerlos wie sie sind, sich mit Leichtigkeit überallhin, oft auf große Entfernung, verbreiten, aber nur dort entwölken, wo sie einen guten Nährboden finden.

Wie man hierer in das Wesen der Pilze eingedrungen war, galt die Auffassung, daß bei ihnen kein Unterschied der Geschlechter besteht, daß die Sporen einfach an der Unterseite des Fruchtkörpers abgeschnürt würden, daß aber eine eigentliche Befruchtung, wie sie sonst überall in der Natur vorkommt, infolge des Fehlens der männlichen und weiblichen Elementen in den Pilzen nicht stattfinde. Wir veranlaßten es den eingetragenen Mitgliedern unseres Landesvereins, Professor Dr. Kniep und des Belgiers den Dries, wenn wir heute wissen, daß auch bei den Pilzen die gleichen Gesetze wie sonst in der Natur gelten. Allerdings waren eine aufs äußerste verfeinerte Technik und viel Geduld erforderlich, ehe das Ziel erreicht war.

Es ergibt sich dann, daß die Sporen der Pilze, wie man die mikroskopisch seines Bildes nennt, aus Zellen bestehen, die wie Perlen an einer Schnur aufgereiht hintereinander liegen. Ursprünglich hat jede Zelle einen Kern, doch bald bilden sich sogenannte Baarferne, d. h. daß in jeder Zelle zwei Kerne auftreten, die ohne jeden Zusammenhang miteinander stehen. Während des weiteren Wachstums der Pilzfäden bleiben diese Baarferne bestehen, eine eigenartige Teilung sorgt indessen dafür, daß jede neue junge Zelle die Hälfte von je zwei Kernen erhält und nicht etwa nur einen neuen Kern. Der Zellzusatz verhindert, daß Zelle abtrennt, sondern Zelle, so hört sie in der Zellwand eine Auslösung, eine Art Tasse, in die sich einer der Kerne legt, während der andere in der Mitte der Zelle bleibt. Nun teilen sich beide deutlich von einander getrennte Kerne, und es bildet sich eine kleine Wand, ein Häutchen, das die oberen Kernhälfte, die verbleibenden Kerne entstammen, von den unteren trennt. So wird von Zelle zu Zelle fortlaufend, daß jeweils zwei Kerne verschiedene Ursprünge beieinander bleiben.

Diese sich ständig teilenden Baarferne stellen augencheinlich das männliche und weibliche Element dar. Ein auffälliger Unterschied besteht nicht. Es sind zwei entgegengesetzte Pole, was bei der Sporenbildung klar wird. Bevor nämlich Sporen entstehen, verschmelzen in den betreffenden Zellen die Baarferne, um sich dann in vier Unterarten zu teilen. Die zu jeweils vier verschiedenen Sporen erhaben somit je ein Pärchen als Kern.

Dem schon genannten Professor Kniep ist es nun gelungen, mittels sehr feiner und sinnreich erdachter Methoden diese Gruppen von vier Sporen auseinander zu halten und jede Spore gefunden zu haben auf Gelatine zu züchten. Es entstehen sich bei dem bei uns häufig vorkommenden Knollling (*Coprinus atramentarius*) nach einem einzigen Züchten auf Gelatine aber nur einer einzigen Spore entstehen, sonst doch es zur Bildung eines Fruchtkörpers kommt. Tat man nun ein Stückchen eines solchen Pilzfädens mit einem Stückchen Myzel zusammen, einem aus Pilzfäden bestehenden flüssigen Gewebe, das anderen Sporen von derselben Pilzergruppe entnommen war, dann entstehen in der Hälfte der Fruchtkörper, vor deren Bildung Baarferne aufgetreten waren, von vorherher läßt sich nicht erkennen, bei welcher Kombination dies geschehen würde und bei welcher nicht. Es handelt sich ganz offenbar um einen Unterschied in der Anlage, nicht in der Form.

Da die Funktion beider Typen die gleiche ist, von "männlich" und "weiblich" mitin nicht geprägt werden kann, spricht man von positiven und negativen Sporen v. h. d. Sporen geboren zu den einen, die anderen v. h. d. zu der zweiten Gruppe. Kombinationen von zwei positiven oder zwei negativen Formen

führen zu keinem Ergebnis. Allein das Zusammenbringen einer positiven mit einer negativen führt zu der Sporenbildung.

Es ergibt sich daraus die Folgerung, daß die beiden Baarferne einen positiven und negativen Kern darstellen und daß diese Doppelnerne nur dann auftreten, wenn positive und negative Zellen vorhanden sind. Die Verschmelzung von positiv und negativ erfolgt vor der Sporenbildung, während danach die Sporen selbst wieder in beide Gruppen zerfallen.

Es herrscht also auch bei den Pilzen ein äußerst nicht wahrnehmbarer Geschlechtsunterschied, wenn auch nicht von einer Ausitionsverteilung zwischen beiden Geschlechtern

die Rede sein kann, da es sich ja bei der Befruchtung um eine Verschmelzung zweier sehr gleicher Kerne handelt. Doch eine derartige Befruchtung bei den Pilzen einer Verschmelzung von ausgesprochen männlichen Samenzellen mit weiblichen Zellen aber durchaus gleichstehen, unterliegt seinem Zweifel. Vor allem die intensive Sporenerzeugung, die der Verschmelzung der Kerne folgt, spricht für diese Auffassung. Diese Erkenntnis ist ein neuer Beweis für die allgemeine Geltung, welche die Regeln der Befruchtung und Fortpflanzung überall in der organischen Natur bestehen; sie zeigt zudem, wie die Natur auf unendlich vielfältigen Wegen doch immer wieder auf das gleiche Schema zurückkommt.

## Bon Krebsen und Fischen

Seitdem die Anforderungen der Bodenkultur, der Industrie und der Schiffahrt fast überall mit rauher Hand in das Bereich der Fische eingingen und die Bemühungen um Wiederherstellung der Fischbestände und Erhaltung des Fischergewerbes nicht zum Erfolg gelangen konnten, ist es mit diesen beiden Krebs- und Fischereigut in unseren märkischen Gewässern längst vorbei. Als sich aber die Mark Brandenburg noch im Naturzustande befand, was ja kaum 200 Jahre zurückliegt, da bot sich den Fischern noch ein rechtlich lohnendes Geschäft, zumal auch die Menschen des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte ein Fischgericht anderer Gattung vorzogen. Aus dem Umfang des 17. Jahrhunderts gibt eine der gelehrte Johann Coler, der als Protagonist der Mark fungiert, ein anschauliches Bild über den damaligen Krebs- und Fischereizustand in den damals märkischen Gewässern.

Er berichtet, daß es zu seiner Zeit von Krebsen in den Oder- und Warthegebieten gewimmelt habe. Auch die übrigen Flüsse, Süßwasser und Bäche der Mark wiesen einen ungeheuren Reichtum an Krebsen auf. Über Havel und Spree liefereten schwarze, Spree und Warthe braune, die Saare meist bläuliche oder gräuliche Krebs. Havel und Spreekrebsen wurden daher Oder- und Saarkrebsen vorgezogen, weil sie schmackhafter und größer waren. Am bezeichneter waren die Warthekrebs, ungern als man die kleinen Krebs aus dem märkischen See, weil das Fleisch ausweilt, einen bitteren Geschmack hatte, was wohl auf das Futter zurückzuführen war.

Die heutigen Krebsen, sowohl an der Oder als an der Spree, waren in den letzten Jahren gering, was man, wie aus dem Bericht Colers berichtet weiter, daß in den Jahren 1711-1719 in den meisten Brüchen der Mark so viele Krebsen vorhanden waren, daß man sie vom Ufer aus mit den Händen greifen konnte und niemand sie selbst wollte, so daß man die Schweine damit mästete. Nach dem Jahre 1740 sank man besonders in der Altmark in Brüchen und Bächen erstaunliche Mengen von Krebsen.

Coler schreibt, daß im Jahre 1701 der Krebsreichtum so ungeheurem Ausmaß gewesen sei, daß man zwei bis drei Schot (1) Krebs pro Tag sechs Pfennige kaufen konnte. Bei einem niedrigen Preisstand wurden viele handwerkliche Krebsen, Freihandelsware, aus Berlin hergeholt. Sonst waren gewöhnlich sechs Schot Krebs sechs Meißnische Groschen und drei Pfennige. Die Universitätsprofessoren von Frankfurt (Oder), wo die Sonnenburger Krebsen bevorzugt wurden, hielten damals bis 10 Uhr vormittags das Kaufsrecht.

In Austrin mußte man für die aus Westerhütte ausgeführten Krebs einen Zoll zahlen, der durchschnittlich jährlich 325 000 Schot eingeführt haben soll. Nach Coler soll am Anfang des 17. Jahrhunderts noch Krebsen gegeben haben, daß sich die Krebsen und Mäuse ganz entschieden weigerten, in der Woche mehr als zweimal Krebs zum Mittag zu essen.

Einen ebenso großen Reichtum an den im naiven Element lebenden Tieren hatten unsere heimischen Gewässer zu Seiten Colers an Fischen der verschiedensten Arten aufzuweisen. Coler will festgestellt haben, daß sehr erfolgreich waren der Müggelsee, der Märkische bei Chorin, der Grimmeise bei Hochsimmer, die beiden Uferseen bei Brieslaus und der Schmarotzsee bei Stortow. Die rubigen Nebenflüsse der Oder und Elbe und die mit fischendem Wasser in Verbindung stehenden Seen boten den Fischern förmlich ein Paradies. Man konnte jede beliebige Menge leicht in Handreihen fangen.

Einen großen Vorrat bargen damals die märkischen Gewässer – beiderseits jene mit

flammigem Grund – an Schleien. Stinte

zog in fröhlicher Weise Bienvenschwärme an und die Brandenburgischen Schäfchen wurden häufig damit bestäubt.

Dort riefen dann die Händler in den Straßen: „Schmetzt ruit, kwi Stint!“ Darauf antwortete die Jugend: „Oll full, oll blind!“ Die Händler darauf: „Holt Mal, Jungen!“

Auch Krebsen waren nach Colers Schätzung nicht knapp. Stattliche Schätzungen hatten die Beizer Karpfenfelde zu verzeichnen, die Marktstadt Dobrin von Külzin angelegt hatte und die belanglich noch heute existieren. Der Salz galt auch damals schon als Leidervitamin, ebenso der Bande. Hale wurden besonders in der Elbe bei Wittenberge gefangen. Selbst Elbre waren früher keine Seltenheit. Sie kamen vor allem in der Oder bis Krösen häufig vor. In der Oder gab es auch Krebs. In die Elbe, Havel und Spree gingen sie weniger, wahrscheinlich weil ihnen dort das Wasser zu bitter bei Coler zu „Karch“ war.

Auch die übrigen Arten fanden sich in unterirdischen Höhlen, besonders in überreichlicher Menge in Ponholz, im Schutt und in

unterirdischen Felsen, bei Brieslaus und bei Brieslaus und bei Treuenbrietzen. Die Märinen zeigten sich mehr im Werbellinschen und im Dommer See. In der Oder bei Schmetz fang man die Neunaugen. Kleine Fische, wie besonders Blässe u. s. w., waren so gehäuftlich, daß man sie nicht ab, sondern die Schweine damit fütterte.

Coler urteilt über den Geschmack der Fische, daß die flüssigste denen aus den Seen vorzuziehen sind. Im allgemeinen schmeckt die Fische aus Havel, Spree, Oder, Warthe und Elbe besser als die aus der Elbe und Oder. Coler schreibt, daß man haftes Fleisch hätten die Bander, die in der Oder bei Dasselberg gefangen werden.

Im Jahre 1701, ein gutes Getreide- und ein ebenholzes Fischjahr, kostete eine Tonnenfassalzerei Rechte nur zwei Reichstaler. Der Fischhandel der Mark Brandenburg, der im Oberbrück am ausgedehntesten war, erzielte sich in jenen Zeiten bis nach Hamburg, Bayern, Böhmen, ja sogar bis nach Italien.

\*\*\*

## Der Frieden zu Kölln

am 25. Mai 1399

Doch Kölln auf eine uralte Ver-  
gangenheit zurückblicken kann, geht aus zahl-

reichen Überlieferungen und Chroniken her vor. Die Sage von der untergegangenen Stadt Köln an der Stelle, wo heute der sogenannte Binnensee sich befindet, kennt jeder Einwohner des Dorfes. Der erwähnte Binnensee ist nach und nach zugemagert und kann jetzt von Menschen betreten werden; doch für schwere Lasten ist er auch heute noch nicht passierbar.

Die Familie von Löfflow, die, wie das Sandbuch vom Jahre 1275 besieht, nicht schon als landesherrliches Geschlecht, sondern als lehnsabhängiges gehandelt, hatte damals reichen Grundbesitz im Sternberger Lande. Ihr Stammsitz war Löfflow bei Frankfurt a. d. Oder. Einer aus diesem Geschlecht, Peter oder Petri von Löfflow, Industor des feinen Schlosses Bottschow zwischen Neppen und Sternberg, war ein Raubritter. Er hatte durch seine Wegelagerungen wahrhaftig an den und nach Frankfurt über Drossen und Neppen gehenden Kaufmannsgätern die Bürger dieser drei Städte so erjagt, wie sie eine graue Heeracht gegen Berg und seine Leute erhoben. Peter von Löfflow unterwarf das Schloss, das auf der Stelle im Bottschower See lag, belagerten, entzündeten und zerstörten. Berg und seine Söhne gefangen nahmen und nicht eher freigaben, bis sie ein angemessenes Lösegeld zugesetzt hatten. Dabei leisteten zwei der hornbeinigen Schlossherren, Heinrich von Gintz zu Rambis und Nicolaus von Waldow zu Röhrnswalde, Würzburg für sie. Der Stadt Frankfurt hat diese Heeracht 103 Schafe und 1 Groschen gefordert. Wie lange die Herren von Löfflow Besitzer von Röhrnswalde waren, weiß man nicht. Sie können es jedoch höchstens bis zum Jahre 1477 befreien haben, da in diesem Jahre die Herren von Waldow mit Röhrnswalde belehnt wurden. Der Waldow mit Röhrnswalde vom 25. Mai 1399 lautet:

1399 am 25. Mai wurde zu Röhrnswalde den Herzögen von Legniz, Glogau und Sagan und der Stadt Neu Landsberg unter Vermittelung vertragender Colleute namentlich Hansens und Nicolas von Waldow und der Magistrate von Frankfurt, Drossen und anderer Städte ein Friede geschlossen.

Der Friedensvertrag ist der Nachwurf aufschnörkeln und lantet. Der Friede wurde von Gotzes Großherzog in Schlesien, Herzog von Legniz und Bormund dem Fürsten und Herren zu Glogau und Sagan, und Wit Johann Helmich und Benzlaus Gebrüder von derselben Gotze Gründen, auch in Schlesiens Herzögen zu Glogau und Sagan befehlen und nun fand öffentlich mit diesem Brief allen denen, die ihn sehen oder hören seien, dass alle Kriege, Brüder und Zweitungen, die zwischen uns und unseren Ländern eintreten, und den erbaren und weisen Ratmannen und der ganzen Gemeinde des St. zu Röhrnswalde die Freiheit finden und unbeschadet hinfort werden, endlich entsstanden, geng und gar gesetzlich und berichtet seien in allen Punkten mit hervorzu stehen geschrieben: Also daß alle Gefangenen, die auf beiden Seiten gefangen sind, und Gefangene Gedinge Gelb (Lösegeld) und unter andern Lindenberges (wohlcheinlich angehörende Bürger) und alle ihre Gedinge los und lebig sein sollen. Auch sollen alle Schäden die an beiden Seiten mit Raub Brand Worden wie für gefehlt und begangen sind, sie seien geistlich oder weltlich oder emiglisch gefehlt und nie beschädigt seyn, und seien Zeife niemandem deswegen zu bestimmen oder zu empfehlen, und ohne Angen wegen deren welche auf beiden Seiten umgelommen oder tot sind. Auch sollen unsere Männer, Südste und Leute niemanden beaufsuchen und tödern in seiner Weise, die ehegenannte Landsberger argen oder beschädigen wollst und beschädet doch nur unsromischen und öhmischen Königs Gebot."

Th. Héwig.

# Hindenburg und die Neumart

Von Paul Wolff

Jedes deutsche Kind weiß von den engen Beziehungen unseres hochgerochten, nun ruhig entflohenen Reichspräsidenten von Hindenburg zu der Provinz Oberspreewald. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind seine Vorfahren in dieser Provinz ansässig. Ursprünglich stammte sein Geschlecht nur den Namen von Benedendorf" (oder Bendendorf). Johann Dietrich Gottfried von Benedendorf erhielt 1789 die behördliche Erlaubnis, zu Ehren seiner großväterlichen Scholastica Hindenburgs aus dem Hause Hohenberg den Namen Hindenburg zu führen. In der seit 1750 bestehenden Schule seiner Väter, in Schloss Neumart, durfte der getreue Sohn unseres Volkes seine Augen zur leichten Ruhe schließen. Welche Fügung Gottes!

Wer das Geschlecht der Benedendorfs nach Oberspreewald übertrug, war es jedoch erst lang in unserer ersten Heimat, in der Neumart ansässig. Schon in einem Vergleichsurkunden 1402 bestätigt, wird ein Mitten von Benedendorf erwähnt. Wahrscheinlich war es Wido (Friedrich) von Benedendorf zu Wörlitz im Kreise Arnswalde. Als die Grauen zum vertheidigen und die neuärmische Ritterchaft mit einem Ordensherre die heimliche Schule vertrieben, geriet 1343 Mitten-Marsch von Benedendorf in polnische Kriegsgefangenschaft. Ein anderes Glied dieses Geschlechts lebte damals die Verteidigung der Burg Driesen.

Wiederum kam die Neumart 1455 in den Besitz des Hochstifts Oberspreewald.

Leopold von Benedendorf, der aus Burgmeister von Arnswalde erwählt wurde, dem Kurfürsten Friedrich II. den Dreizeit. Dessen Urenkel, Joachim von Benedendorf, war Besitzer von Wörlitz, Arnswalde und des Arnswalder Klosters. Er übte zur Zeit des Markgrafen Hans von Küstrin auch das Amt eines Schloßhauptmanns von Driesen aus.

Waren bis dahin die Benedendorfs nur mit dem Arnswalder und Friedeberger Kreisling verbunden, so wurde ihm im 17. Jahrhundert anders. Hans von Benedendorf auf Bammin und Dreyzin wurde in Küstrin kurfürstlicher Kanzler, also Berater der genannten Neumart. 35 Jahre lang hat er auch in der durchaus wichtigen Position des Dreißigjährigen Krieges die Dienste des Kurfürsten erbracht und verwalten müssen. Im Jahre 1597 trat er das königlich-polnische Kommando an. Während der Neunjahrskriege und des Kurfürsten Joachim Friedrich war er als Kanzler mit Arbeit völlig überfordert, da er alle Regierungsgeschäfte allein verantwortete und daneben noch Berater des Kurfürsten Kroppen und die Hauptmannschaft von Küstrin war. Als 1631 die Pest in Küstrin wütete und die Regierungstätigkeit hier lahmgelegt, stöhrt er mit den Beamten vor der er noch Friedeberg, wo ihn jedoch am 14. Januar 1632 der Tod ereffte. Er starb unter Reichspräsidenten in schwerster Zeit, die die Regierungsumgebung in den Städten Hans von Benedendorf hätte und die er seine Hölle gebaut hatte. Ja, auch dann noch, als seine Seele sowohl wie Klause längst gerollt waren, dienten die Wallfahrer nicht aus.

So mangelte es in der Klause des getöteten Gottsfelders wie an den nötigen Biberungs- und Heilgaben der Natur. Und viele, die vom Körperseiten heimgesucht wurden, fanden dringliche Hilfe bei dem weißen Gottemanne. Regenreiche Wallfahrten zu ihm wurden schließlich unternommen.

Und noch, nachdem er zu Gott heimgeliefert, pilgerten Krause und Siede zu der Egestäffele. Sie erlebten jetzt Gefündung in der Wallfahrt, an die er seine Hölle gebaut hatte. Ja, auch dann noch, als keine sowohl wie Klause längst gerollt waren, dienten die Wallfahrer nicht aus.

Zur Mittagsstunde dient mancher Pilger am geweihten Ort seine Andacht. Schlagen

zum Schluss unserer Betrachtung mögen noch die Orte aufgeführt werden, in denen die Herren von Benedendorf in der Neumart begeistert waren.

Es sind das im Kreis Königsberg: Kleinenklausen, Kreis Soldin; Dietrich und Gieseburg, Kreis Arnswalde; Wörlitz, Arnswalde, Arnswalde, Pommern, Sölpe, Silberberg, Neumeier und Stolzenfelde; Kreis Friedeberg; Blumenfelde.

\*\*\*

## Wohltäter im Walde

(Neumärkische Sage)

Von Müller-Rüdersdorf

In Johannistal und Johannistal wachsen in der Mark nirgends läppiger als im Bereich des Sees von Nordhausen und Belgen im neuärmischen Kreis Königsberg.

Die Wohltaten erinnert an einen Helfer der Menschheit, der einst ein armer Helfer des kleinen Heims und Wohlfahrtshauses hatte. Er gehörte zu den Tempelrittern, dem Markgraf Waldemar als Verfolgung über sie kam, in seiner Mark Zuflucht gewandert.

Der Ordensritter, dessen wir gebeten, schüttelt sich zu der Zeit, da ihm der brandenburgische Markgraf eine Freizeit gab, nicht mehr kräftig genug zum Kriegsdienst. Er wurde darum Einsiedler. Auf einer Berglehne östlich des Belgener Sees baute er seine Klause. Ihre Trümmerreste will man noch lange nach seinem Heimgange und dem Verfall des gotigenen Dorfes gesehen haben.

Weitlich zwei Jahrzehnte verbrachte der fromme Mann in diesem Waldwinkel. Ausgeführt wurde er mit viel Beter und gläubigem Singen. Und mit barmherzigem Heilthilfe an den Nächsten.

Zu Diensten standen ihm zwei Heiligenmenschen und Gesellschafter: ein weißes Aeli mit roten Augen und eine rotflügelige Taube. Sie waren ihm unentbehrlich beim Suchen von Heilspflanzen.

Da, wo durchlöchertes Johannistal stand, das blutstillend wirkte, führte ihn das Reh hin. Und zu den Stätten in saftigen Grünland, an denen Johannismühl giebt, deren Wärseln den Kopfsmürsen befeitigen, wies die Taube. Aber noch manches andere Heilmittel des Waldes halfen die beiden Freunde.

So mangelte es in der Klause des getöteten Gottsfelders wie an den nötigen Biberungs- und Heilgaben der Natur. Und viele, die vom Körperseiten heimgesucht wurden, fanden dringliche Hilfe bei dem weißen Gottemanne. Regenreiche Wallfahrten zu ihm wurden schließlich unternommen.

Und noch, nachdem er zu Gott heimgeliefert, pilgerten Krause und Siede zu der Egestäffele. Sie erlebten jetzt Gefündung in der Wallfahrt, an die er seine Hölle gebaut hatte. Ja, auch dann noch, als keine sowohl wie Klause längst gerollt waren, dienten die Wallfahrer nicht aus.

Zur Mittagsstunde dient mancher Pilger am geweihten Ort seine Andacht. Schlagen

zum Schluss unserer Betrachtung mögen noch die Orte aufgeführt werden, in denen die Herren von Benedendorf in der Neumart begeistert waren.

Und gleich danach erschaupte sein Auge, wollte der Himmel ihm gnädig sein, heliges Wunder: Zum See hinunter stürzt im weissen Oberspreewald mit dem roten Kreuz der greife Tempelherz. Reh und auch die Taube waren bei ihm. Wer die drei erblickte, muhte gut aufzuhören. Machte eines der Tiere irgendwo halt, so zeigte der Klausenrat nachdrücklich

Und hier konnte der Leidende danach jenes Kraut finden, das heilsam für seine Leiden und Gebrechen war.

